

Expedition: Herren-Straße Nr. 30.
Im Wochen-Abonnement bei den Colporteurs 40.80
bei den Kaiserl. Post-Anstalten 43.75 pro Quartal.

Bei den Commanditen 4 3/50 pro Quartal.
Inseraten-Annahme bis 3 Uhr Nachmittags. Injections-
Gebühr 4 0.35 für die Zeitspalte oder deren Raum.

Morgen-Beitrag.

Internationale Beziehungen.

Der Besuch des deutschen Kronprinzen in Madrid ist durch die Erbitterung, welche die bloße Nachricht in Frankreich erregte, noch bevor derselbe den spanischen Boden betreten hat, zu einem politischen Ereigniß hervorragender Bedeutung aufgebauet worden und wird in Folge der Stellung, welche nicht sowohl eine einzelne Partei als so ziemlich die ganze Bevölkerung Frankreichs zu dem Besuche genommen hat, auch von dem Auslande als solches anerkannt.

Man kann es sich unmöglich verhehlen, daß sich in Frankreich etwas vorbereitet, oder, wie sich der verstorbene Tenme in der „Neuen Oberzeitung“ auszudrücken pflegte, „etwas in der Luft schwebt“, was in nicht zu langer, vielleicht in nicht geahnter kurzer, Zeit greifbare Gestalt annimmt und dessen Nachbarn, in erster Linie Deutschland, zwingt, von den Regungen innerhalb der französischen Bevölkerung und den Bestrebungen der Parteien mit Einschluß der Regierung nicht theoretische Kenntniß zu nehmen, sondern sich dieselben zu Warnung dienen zu lassen.

Seitdem Gambetta todt ist, herrscht in Frankreich eine Rastlosigkeit und Unruhe, welcher die Regierung durch die Expeditionen nach Madagaskar und Tongkin als Sicherheitsventile vergeblich Ausgang zu verschaffen gesucht hat, so sehr ihr lethyn das Vertrauensvotum der Kammer zu Hilfe gekommen ist, und es hat gerade noch der Besuch des deutschen Kronprinzen in Madrid gefehlt, um die Unruhe der französischen Bevölkerung zum Theil mit sich selbst und dessen üble Laune bis zur Erbitterung zu steigern.

Wie in Deutschland trotz der neuen Zoll- und Handelspolitik, sind auch in Frankreich die volkswirtschaftlichen Zustände seit einiger Zeit nicht die erkranktesten, sondern bezeichnen einen industriellen, commercieellen und in Folge dessen einen allgemeinen Niedergang in den Vermögensverhältnissen der Bevölkerung; aber statt bei sich selbst Umschau zu halten oder irgend welche Parteken zum Sündenbock zu machen, wie die officiöse und governmentale Presse Deutschlands zu thun pflegt, überweist die französische Bevölkerung die Verantwortlichkeit der deutschen Concurrnz.

Die beispiellos brutale Behandlung des Königs von Spanien in Paris und die fanatischen Beschimpfungen Deutschlands von Seiten der französischen Presse in ihren Besprechungen des kronprinzlichen Besuchs in Madrid sind nur Ausbrüche des tiefen Grolles, unter dessen Herrschaft das französische Volk den Zeitpunkt des Losschlagens kaum erwarten kann, ummal es die Ueberzeugung hat und in derselben selbst von deutschen Militär-Auctoritäten bestärkt wird, daß die französische Armee, namentlich die Artillerie, kriegstüchtig und im Stande ist, es mit der deutschen aufzunehmen.

Merkwürdig wird die französische Republik auf den Beistand weder Italiens noch Oesterreich-Ungarns und, wie es den Anschein hat, auch nicht Russlands, welches mit sich selbst genug zu thun und sich neuerdings mit den Klagen verhalten hat, zu zählen haben, während England seine Zuschauerrolle gewiß nicht aufgeben würde; aber was kümmert sich ein so selbstbewusstes und immer stiesgewisses Volk, wie das französische, in der Aufregung um Bundesgenossen, wenn es sich die Correctur seiner militärischen, politischen und materiellen Niederlagen in den Kopf gesetzt hat?

Zu verstehen, die große Masse der französischen Bevölkerung wünsche den Frieden und werde diesem Wunsche zu Hause Nachdruck zu verschaffen wissen, ist angesichts der jüngsten Vorfälle und der Wuthausbrüche gegen Deutschland, denen sich lethyn auch ein ultramontanes Blatt angeschlossen hat, etwas Gerade, welches sich wohl der französische Boischafter Waddington in einer Nachtschreibe vor einem englischen Publikum erlauben kann, die deutsche Presse aber um so mehr vermeiden sollte, als sie selbst dem Frieden nicht traut.

Fürst Bismarck läßt sich mit altgewohntem diplomatischen Scharfsinn in die Zukunft kein Moment entschlüpfen, um dasselbe den Mächten des Continents im allgemeinen Friedensinteresse begreiflich zu machen, und dies ist ihm bis jetzt so gut gelungen, daß sich selbst Russland seinen Rathschlägen und seiner besseren Ansicht angeschlossen zu haben scheint. Der Besuch des Kronprinzen auf der iberischen Halbinsel rechtfertigt die Voraussetzung, daß man dort trotz der Frankreich fremdbüchigen Geminnung des spanischen Ministeriums sich wohlwollend hiltten wird, aggressiven Gelüsten Frankreichs Vorbehalt zu leisten; denn nichts könnte Spanien verhängnis-

voller und vererblicher werden, als ein französischer Krieg gleichviel gegen welchen Feind.

Da hätten wir ja eine neue Auflage der heiligen Alliance! Wenn man will, ja! Aber es wird eine nicht allein vermehrte, sondern auch wesentlich umgearbeitete und so verbesserte Auflage sein, daß in derselben keine Congresse à la Wien, Karlsbad, Laibach u. s. w. Aufnahme, sondern ausschließlich französische Eventualitäten Beachtung finden werden, nachdem jenseits der Vogesen die Angelegenheiten eine Wendung genommen haben, welche sich der Beachtung des Auslandes förmlich aufdrängt.

Es kommt nachgerade nicht darauf an, ob und wann es der französischen Republik besleben wird, über Deutschland herzufallen, sondern ob man ihr die Rolle als gewohnheitsmäßiger Friedensförderin so lange nachsehen wird, als es einft dem zweiten Kaiserreiche; denn es ist gegenwärtig das öffentliche Gesefinnis der ganzen Welt, daß die unaufrichtige Erregtheit und Rastlosigkeit Frankreichs nicht bloß die Politik, sondern namentlich auch den Geschäftsverkehr der übrigen Staaten empfindlich beunruhigt und zur Abwehr auffordert.

Für Tageschronik.

Ein Attentat gegen Ferry! Ein Pariser Telegramm meldet: „Im Ministerium des öffentlichen Unterrichts wurde heute ein junger Mensch (angeblich Anarchist) verhaftet, der mit einem Revolver bewaffnet in dasselbe eingedrungen war. Derselbe gab an, daß er den Minister-Präsidenten Ferry zu tödten beabsichtigt habe und daß er dazu von einem Comité in Lille abgeordnet worden sei.“

Ein zweites Telegramm bringt über die That und den Thäter folgende weitere Angaben: Der Anarchist, welcher Ferry tödten wollte, ist ein Bäcker, 18 Jahre alt, nennt sich Curien, und ist gebürtig von Haguenau (also ein Elsäßer). Curien erschien Nachmittags um 2 Uhr im Ministerium und wurde von dem Privat-Secretär Veroy abgewiesen, weil Ferry abwesend sei. Curien kehrte 10 Minuten später zurück und erzwang den Eingang in den Salon, wo er den Minister zu finden glaubte, den Revolver schußfertig in der Hand haltend. Der Thürhüter bemächtigte sich seiner. Curien rief dabei wiederholt: „Es lebe der Socialismus, es lebe die Commune!“ Sämmtliche Käufe des Revolvers waren geladen. Außerdem hatte Curien 30 Patronen mit gebaktem Bel bei sich. Curien giebt an, er habe in einer geheimen Gesellschaft in Lille vorgeschlagen, die Mitglieder der Regierung zu tödten, und sich nach der Annahme des Vorschlages zu seiner Ausführung nach Paris begeben; er bebauere nur das Anstellgen ferns Planes, er werde jedoch den Versuch wiederholen, wenn er aus dem Gefängnis komme, und er werde ihm dann nicht festschlagen. Ferry war im Senate und erfuhr erst Abends 6 Uhr den Vorgang.

Wie der englische Correspondent der Wiener „Presse“ von verläßlicher Seite erfährt, sollen sich an die Reise des deutschen Kronprinzen nach Madrid Verhandlungen knüpfen, welche die Verbürgung der spanischen Neutralität für den Fall von Complicationen zwischen Deutschland und Frankreich bezwecken. Von einem formellen Anschlusse an die mitteleuropäische Friedensliga sei jedoch keine Rede.

Der „Kön. Ztg.“ wird aus Genua telegraphirt: Die spanischen Kriegsschiffe erwarten den Kronprinzen vor Valencia anstatt in Barcelona. König Alons begleitet den Kronprinzen nach Andalusien zum Besuch des Herzogs von Montpensier in Sevilla. Der Kronprinz wohnt auf Einladung des Königs Humbert in Genua im königlichen Palast.

Wie die „Post“ erfährt, ist die allerhöchste Ordre, nach welcher die ältesten Stabsoffiziere der Infanterie-Regimenter zu etatsmäßigen Stabsoffizieren ernannt werden, schon veröffentlicht und ein großer Theil der Stellen bereits auch besetzt.

Wie dem „S. K.“ aus Berlin gemeldet wird, soll im kaiserlich statistischen Amt binnen kurzem eine größere Anzahl von Geheimen expedirenden Secretären angestellt werden, welche hauptsächlich mit der Statistik des Waarenverkehrs sich zu beschäftigen haben. Die Folge davon ist in finanzieller Beziehung die Nothwendigkeit der Ausbringung außerordentlicher Mittel für die Zwecke der Statistik.

Ein wahrer Nothstand, so schreibt die Kreuzzeitung, wird gegenwärtig durch die Lage überaus zahlreicher Lehramts-Candidaten aufgedeckt, welche das Studium der Mathematik oder neueren Sprachen erwählt haben und, obwohl mit vortheilhaftigen Zeugnissen ausgerüstet, trotz aller Bemühungen eine Stelle nicht finden können. Die Zahl recrutirt sich meist aus den Abiturienten der Realgymnasien und mehr sich von Jahr zu Jahr, damit aber auch das Mißverhältnis von „Angebot“ und „Nachfrage.“ Die vorhandenen Lehramtsstellen sind eben schlechterdings nicht im Stande, die Menge der aus diesen Kreisen zufließenden Bewerber genügend zu beschäftigen. Dem Blatte sind Beispiele bekannt, daß Candidaten mit dem Zeugniß ersten Grades nach rühmlichster Vollendung des Probejahres seit Jahr und Tag auf Anstellung, ja nur auf remunerirte Beschäftigung schufsiglich warten.

Auch in der ersten Klasse der Stadtverordnetenwahlen zu Charlottenburg sind sämmtliche liberale Candidaten gewählt worden.

Eine gewisse Mißstimmung im Königreich Sachsen hat, wie man dem „Berl. Tagebl.“ schreibt, jüngst die Verfügung des sächsischen Kriegsministers v. Fabrici hervorgerufen, welche forderte, daß die Rekruten des XII.

ein Ehepaar bestraft und zu gleicher Zeit in Haft genommen wird, Fürsorge getroffen werden, daß das Mobilvermögen der Inhaftierten einigermaßen sicher gestellt wird? Solche schwerwiegende Nachtheile, wie der Verlust der gesamten fahrenden Habe, liegen entschieden außerhalb des eigentlichen Strafzwecks.

Fenilleton.

Martin Greif's „Gedichte“.

Der kurze Zeitraum, der zwischen der zweiten und der nun fast schon ershöyten dritten Auflage der „Gedichte“ des bayerischen Schriftstellers Greif liegt, ist ein für den Autor wie für das Publikum gleich ehrenvolles Zeichen.

Unser deutsches Volk ist noch gar lange nicht, wie die Bestimmten wollen, jenes Maßes von reinstem Idealismus baar, dessen sprudelnde Lebensigkeit die notwendige Voraussetzung jeder werthbahren Kunstliebe ist. So gut loir noch deutsche Dichter haben, die in der Sonnenhöhe ihres Ideals und ihrer schöpferischen Kraft sich mit den Dichtern aller übrigen Nationen küßlich messen dürfen, ebenso gut haben wir noch ein deutsches Publikum für die deutschen Dichter. Und ist einmal die Bekanntheit zwischen Publikum und Dichter recht gründlich und herzlich vermittelt, dann giebt es einen dauernden, seligen Bund voll Fruchtbarkeit und Schönheit.

Im vorliegenden Falle nun muß freilich bekannt werden, daß die erfreuliche Befestigung des Bundes zwischen Publikum und Dichter nicht ohne schwere Hemmnungen vor sich gegangen. Die negative Kritik hat sich gar lange in unermüdlich wiederholten Versuchen lockend und störend zwischen Beide gestellt. Es fehlte nicht an vorbringlichen, schulfuchserischen Poetietheorien von jener Art, die den guten Homerns gerade an den Stellen am besprechenswerthsten erachtet, wo er unbezweifelbar ein wenig eingeschlagen. Und sie spielten sich nun mit fast komischer Berve als die tiefstimmigsten, berufensten und unerschrockensten Kritiker der zarten, butigen Greif'schen Lyrik auf, sie, die platten Pedanten, die plumpen Versklopper!

Andere übten an der Greif'schen Muse eine nicht minder unstatthafte Art kritischer Gerichtspflege: sie zogen geflissentlich aus dem fast vierhundert Seiten starken Sammelbände nur das Unberwerthige, gedanklich oder technisch irgendwie Anfechtbare in grelle kritische Beleuchtung, während sie das Gute, Beste, Meisterhafte, Vollendete sorglich zu verschleiern und verschweigeln suchten.

Bevor die Kritik mit formalistischen Stillschereien in hochnotpeinlichem Tone die Aufmerksamkeit des literaturfremdlichen Publikums in Anspruch nimmt, hat sie meines Erachtens die Verpflichtung, eine gewissenhafte Vorentscheidung zu treffen: ob das kritische Schlachtopfer überhaupt ein ernsthafter, naturgewollter Künstler oder nur ein gewaltthätig spielender Versmacher ist. Sobald man die scharfe Grenzlinie zwischen angeborenen, wahrhaftigen Kunstgeiste und zwischen angelernter poetisirender Wortgeschicklichkeit gezogen, ist die Regel für das fernere kritische Verhalten, so man die Sache ehrlich betreiben will, ganz von selbst gegeben. Einem poesieverlassenen Wortkämpfer ohne schöpferische Originalität braucht man mit dem Aufwand technischer Formelwitze überhaupt nicht zu kommen, denn das wäre verlorene Liebes- und Wissensmühe, und einem wirklich dichterischen Talent von festbestimmter Schöpfer-Individualität gegenüber bleibt alle überlieferte Kunstweisheit unzulänglich, denn der langbegnadete lyrische Zaunfönig trägt in seiner liebes- quellenden Brust ein unendlich höheres, geheimnißvolles Wissen um die Kunst, als der kochentrockene, technisch-kritische Titan von der strickelsten Schulobervanz.

Ist Martin Greif ein Dichter, ja oder nein? Das ist die entscheidende Frage. Da dieselbe längst in bejahendem Sinne gelöst ist, da die Greif'schen Gedichte in immer weiteren Kreisen gebildeter Kunststrebende mit Begeisterung aufgenommen werden, da die Greif'schen Bühnenwerke ein Theater um das andere mit Erfolg beschreiten, so ist mit technischen Stillschereien, ästhetischen Reminiscenzjägerereien und philosophisirenden Superfingeleien nichts mehr gegen ihn auszurichten, es gilt jetzt vielmehr, die Eigenart des Dichters zu ergründen, die Elemente seiner Kunst zu analysiren, sein Charakterbild nach dem Maße seiner Produktionen zu vervollständigen und schließlich den Platz zu ermitteln, der den Dichter Greif als Glied in der lebendigen Kette unserer poetischen National-Literatur zu fommen muß. Wer unterzieht sich dieser erspiellichen Arbeit echter Kritik?

Im Uebrigen wird das Votum der Volksstimme das Rechte treffen. Sie ist den wirklich schöpferischen und eigenartigen Kräften unserer nationalen Dichtkunst über kurz oder lang immer noch gerecht geworden; der ausdringliche asterkritische Despotismus einseitiger Abschreierei hat auf die Dauer niemals Gewalt über sie.

Martin Greif hat durch seine kritische Berunglimpfung, von welcher Seite dichterischer oder kritizidender Coterien sie auch kommen mochte, eine ernsthafte Einbuße in der Werthschätzung vorurtheilsfreier Kunstfreunde, gemüthvoller Leser erlitten. Seine Dichtungen ahmen eben jenen ungeschunden lyrischen Geist, der weder durch anstürmte Negation, noch durch modischen Ungeschmack um seine zunehmende, intensive Wirkung auf das fühlste Volksgemüth betrogen werden kann.

Gewiß, Greif ist kein Virtuoso mit einer Riesenharpfe in dem Sinne, daß er alle erdenklichen Hegerien wagen und durch die Weisheitigkeit seiner Kraftstücken, durch die Unerbößlichkeit seines Repertoires verblüffen möchte. Aber das fühlte jedwede dichtungsfähige Seele bei seinem Sange sofort heraus, daß sie hier den kunstvoll gefassten Naturlauten, den intimsten Offenbarungen einer edlen Lyrik von seltener volkstümlicher Kraft und Jungheit lauschen darf. Es würde uns nicht schwer fallen, aus der vorliegenden stark vermehrten dritten Auflage (bei Gotta in Stuttgart) eine ganze Reihe von Stücken, namentlich aus den Abtheilungen „Nieder“, „Naturbilder“ und „Singsgedichte“ anzuführen, die wahre Perlen feinsten Stimmungs- und Empfindungsreichtums sind und sich zweifellos dem Allerbesten anreihen, was unsere reiche nationale Literatur auf diesem Wunderfelde aufzuweisen hat. Ich citire nur aus dem Gedächtniß jene ergreifenden

Herzenstöne, die der Dichter mit dem melancholischen Wort „Entnuthigung“ überhört hat:

Ein tiefes Ermatten
Beschleicht mir den Willen
Bisweilen im Stillen,
Als neigt' ich zur Gruft.

Kann daß ich mir's helfe:
Mir schwindet die Seele,
Wie Thyman im Schatten
Verliert den Duft.

Oder jenes sanfte Abagio voll rührend ausklingender Wehmuth:
Glück ist wie ein Sonnenblick,
Niemand kann's erjagen,
Niemand von sich sagen,
Daß er heut und eine Frist
Ohne Wunsch und glücklich ist.

Der erste, daß Einer mich werbe,
Der zweite, daß er noch jung,
Der dritte, daß er auch habe
Des Weibes wohl genung.

Oder jenes allerliebste Liedchen „Barbarazweige“, das schon verschiedene Tonbilder zu musikalischer Nachdichtung und Umschreibung verlockt hat (u. A. Karl Reinecke und Max Klinger):

Am Barbarazweige holt' ich
Drei Zweiglein vom Firschenbaum,
Die leßt' ich in eine Schale:
Drei Wünsche sprach ich im Traum.

Der erste, daß Einer mich werbe,
Der zweite, daß er noch jung,
Der dritte, daß er auch habe
Des Weibes wohl genung.

Weihnachten vor der Mette
Zwei Stübchen mir blühten zur Frist: —
Ich weiß einen armen Gesellen,
Den nimm' ich, wie er ist!

Nicht minder gefühlstüchtig und echt ist unsers Dichters Sang, wo er in's Große, Schwungvolle geht, wie jene berühmte Ode auf den künftigen Bayernkönig Ludwig II beweist. Ich sehe nur den Anfang her:

Selig der Fürst,
Dessen Thron die Musen
Nah' umsieh'n.
Ihrer Anmuth Stimme
Füllt sein Haus mit Wohlklang.
Zwischen der Säulen Säunmer,
Fortgehallt vom Gewölbe,
Tönt ihr Reigen;

Umgekehrt dem Horchenden,
Singen sie wechselnd,
Und sie frängen im Choro
Seinen huldgeleitigen,
Miß gebietenden,
Friedlichen Scepter
Still mit unweillichem Vorbeer.

Gar nicht zu reden von den kraftvollen, von jedem falschen chaunlistischen Pathos durchaus freien Strophen, in denen er des deutschen Volkes Erhebung feiert!

Wer uns solche Liebergaben zu bieten vermag, der hat nicht nur ein Recht darauf, im Zenith einer langen, ehrenhaften, an Anstrengungen und Entäußerungen reichen Schriftstellerlaufbahn von der vaterländischen Kritik nicht mehr nachwillig mißhandelt oder über die Achsel angesehen, sondern in immer weiteren und einflußreicheren Kreisen des Volkes der Dichter und Denker nach Gebühr geschätzt und gepriesen und liebevoll gehegt zu werden, damit nicht dereinst das alternde Dichterköpfchen von der gemeinen Sorge und Noth des Lebens verblüffert werde . . .

Möge unser langbegnadeter Greif recht bald durch zahlreiche neue Auf-lagen seiner „Gedichte“ in dem frühlichen Bewußtsein gestärkt werden, daß er nicht nur den rechten deutschen Ton getroffen hat, sondern auch im rechten Zuge ist, sich immer tiefer in das treue Herz des deutschen Volkes einzufügen!
München.

M. G. Conrad.

Berliner Plaudereien.

Die Lutherfeier in den letzten Tagen der vergangenen Woche hat überall einen erhebenden Eindruck gemacht. Wer an einer oder der andern der getroffenen Veranstaltungen theilgenommen hat, spricht mit Befriedigung davon. Die Umzüge der Schulkinder, deren feinste Mitglieder bei dieser Gelegenheit zum ersten Male das Finere einer Kirche betreten, der Festgottesdienst, bei dessen Abhaltung das kaiserliche Haus die Hof- und Dou-lirde einmal mit der ehrwürdigen Berliner Stadtkirche zu St. Nicolai veranlaßte die vielen Vorträge kundiger Männer, welche die einzelnen Seiten des vielseitigen Reformators in das rechte Licht stellten, das Alles waren Leistungen an ihrem Plage und haben die Erinnerung an eine große Zeit wieder lebendig gerufen. Und wie von der Schillerfeier im Jahre 1859 nachhaltige Anregungen ausgegangen sind, so wird auch diese Feier noch weit in die Zukunft hineinwirken und ihrer wird mit Dank gedacht werden, wenn es uns einmal beschieden sein wird, die Erinnerung an Luther mit einer reineren Freude an der Gegenwart zu verbinden, als dies in diesem Augenblicke möglich ist.

Und nun, da Alles glänzend vorübergegangen ist, sei es offen ein-gestanden, daß die liberale Partei hier und vielleicht auch anderwärts in Deutschland, wenigstens zu Anfang einen Fehler begangen hat, sie ist zu zaghaft, sich zu sehr einem mißverständenen Gefühl der Toleranz über-lassend, an die Lutherfeier heranzutreten (?) Sie hat gemeint, es den Empfindungen der Katholiken und Juden schuldig zu sein, die Feier zu beschränken, zu localisiren. Hier hat denn auch keiner Zeit Herr S. d. d. einen wirksamen Hebel gefunden, um gegen den katholischen Oberbispere-netter und gegen den jüdischen Stadtverordneten-Vorleser, die nach seiner Meinung diese Zaghaftigkeit verschuldet haben sollten, einzusetzen.

Glücklicher Weise wurde der Fehler noch zur rechten Zeit wieder gut gemacht. In den breiten Schichten des Volkes machte sich die Ansicht geltend, daß, wenn man eine Lutherfeier begeht, man notwendig die ganze Mann feiern muß, und daß man nicht einzelne Seiten seines Wezens, nicht das sprachgewaltige Genie und nicht den Begründer des Schulwesens allein herausbestimmen darf, um vor diesen seine Verehrung zu bezugen. Wenn wir den Mann feiern wollen, so müssen wir ihn hinnehmen, wie er als eine historische Erscheinung war. Wir müssen uns seiner freuen, wie er uns geschenkt worden ist; ihre großen Männer schafft sich eine Nation nicht selbst, sie werden ihr von der Vorsehung eines Tages angeboten und sehen dann häufig anders aus, als sich die Besten und Besten geträumt haben. Das haben wir noch in unseren Tagen erfahren. Als das ganze Volk auf einen volkstümlichen Netter hoffte, der ganz und gar mit dem Ideen des neunzehnten Jahrhunderts erfüllt sein und Deutschland durch die Einheit zur Freiheit führen sollte, erschien unvöllig ein Junker und that ungefähr die Arbeit, die man von jenem erwartet hatte. Und als man im sechszehnten Jahr-hundert auf einen gelehrten Humanisten hoffte, der aus römischen Bänden